Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 8 (1918)

Heft: 51

Artikel: Unsere Weihnachtshoffnung

Autor: H.B.

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-645399

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 31.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

nun ja, aber trotzdem! Es war beim Eid nicht recht, daß er jetzt seinem Hansjergli die Arche nicht hatte kaufen können. Und wie Menzikofer so dachte, deuchte es ihn, so habe ihm noch nichts weh getan, und es sei ein wahres Elend um die Armut. Dabei war Gabriel keiner von den „Hellen"; er hatte viel über Ungerechtigkeiten schwatzen hören, aber sich nie eben viel dabei gedacht; Zeitungen hatte er auf dem Strich. — Jetzt, da er von der Bodenkammer in die Dämmerung hineinstarrte, blitzte ihm ein Gedanke auf, und dem hatte er Luft gemacht mit dem Namen „Aff", den er sich selber gab. Und dies war der Gedanke von Gabriel Menzi:

Aff, wie kannst du tremm-tem-tem machen. Von dem kam's doch eigentlich, von dem, daß die Menschen „tremm-tem-tem" machten, mit geladenen Gewehren hinter Wällen und in Erdlöchern standen, einander anknallten und den Erdboden, den heiligen Erdboden einander rauben wollten. Das war das Elend: die Menschen wollten immer haben, rauben, nehmen! Darum hatten Leute, wie er, wenn sie das ganze Jahr geschuftet hatten, nicht einen Franken und achtzig, um ihrem Hansjerg eine Arche Noah zu kaufen!

Da nun Gabriel Menzikofer einmal im Denken drin war und er, wie angedeutet, sein Hirn nicht sehr in Gewalt hatte, so dachte es weiter drauf los auf eigene Kosten und Gefahr und dabei geschah es, daß Menzikofers Hirn diese Frage tat:

Wie ist das nun, Gabriel, du bist so traurig, weil du nichts hast. Du möchtest also etwas besitzen? Dann bist du doch genau so wie alle andern, wie die, die tremm-tem machen und mit geladenen Gewehren einander den heiligen Erdboden stehlen; die wollen auch nur besitzen. Wie ist das jetzt, Gabriel?

Menzikofer machte ein dummes Gesicht und wußte keine Antwort.

Mit einemmal sprang er die Treppe hinunter. Und als das Bäumlein brannte und der Hansjerg vor dem Zigarrenhäuschen saß, da schnitt ihm Gabriel aus einer alten Zeitung einen Esel, eine Kuh, einen Hund, machte „i—a, muh" und „wuwu", und als die Tiere breitbeinig und wichtig in ihr Zigarrenhaus schritten, da strahlten des kleinen Bübleins Augen, daß es eine rechte Weihnachtsfreude war.

Als Gabriel mit seiner Annemargret ins Bett ging, sagte er: „Du, heut' hatte ich beinah eine Idee: die Menschen sind haarsträubend dumm; unser Hansjerg ist viel gescheiter!"

Vor dem Fenster sangen die heiligen drei Könige mit hellen Knabenstimmen:

Das Kindlein ist geboren,
Das Kindlein rettet uns.

(Aus „Jakob Bührer: Toni der Schwämmeler und andere Geschichten". Verlag Orell Füßli, Zürich.)

Arme Kinder an Weihnachten.

Von Hedwig Bleuler-Waser.

Lieb', o Liebe, wo bist du, sag'?
Schenk' uns doch einen fröhlichen Tag!
Hilf uns, wir trauern
In Elend und Not,
Uns drücken die Mauern,
Uns mangelt's an Brot.
Wir mögen's den Menschen nicht klagen, wir Kleinen,
Verbergen uns stille im Winkel und weinen . . . .
Doch heut' ist der Tag, da eure Liebe uns finden mag!

Z'Bäumli.

Em heilig Abe-n-isch es gsi,
U z'Tannewäldli ganz verschneit,
Da isch es Schtärndli gfalle
U het zwöi Aengeli abetreit.

Es Grotzli gseht die beide cho.
Wo si wei näbe düre gah,
Da hett es eis bim Säcke gno,
Das dräit sich u luegt z'Bäumli a.

„Der Tusig! Lue, das näh mer mit!"
Hett z'Aengeli sym Gschpändli gseit,
„Mir finge gwüß kes zwöits so schöns!
U-n-erscht, we das no Cherzli treit!"

Druf gö si mit ihm z'Wägli ab,
Es Glöggli lüttet höch u fyn . . .
Im Wäldli wird es fyschter Nacht.
Vom Dörfli glänzt e heit're Schyn . . .

Hans Zulliger.

Unsere Weihnachtshoffnung.

Noch nie ist ein Jahr so trübe seinem Ende zugeschlichen wie dieses letzte Kriegsjahr. Das letzte Kriegsjahr! Wir glaubten ehedem, im Worte „letzte" müsse ein unendliches Glück, ein millionenstimmiges Aufjubeln, eine Freude ohnegleichen verborgen liegen. Wie ganz anders ist es gekommen! Wir gleichen dem Wanderer, der nach langen schreckhaften Irrfahrten durch das Dunkel und die Gefahren eines Urwaldes plötzlich hinaustritt ans Tageslicht; aber statt menschlicher Hilfe, statt der Geborgenheit und Sicherheit warten seiner neue Gefahren: eine Landschaft voll Sümpfe und Ueberschwemmungen mit tückischen Hindernissen und giftigen Fieben liegt vor ihm; die Mühseligkeiten erscheinen ihm unübersehbar, das Ziel schier unerreichbar.

In schier unendlichen Fernen winkt der Menschheit das Ziel, dem sie seit vier qualvollen Kriegsjahren mit glühender Sehnsucht und fieberhafter Hast entgegenstrebt. Die

antike Sage von den Durstqualen des Tantalus, den ewig unerreichbare Labung lockt, wird heute ein Menschheitserlebnis.

Der Krieg geht seinem Ende entgegen. Er ist in sich zusammengebrochen wie ein Riese, dem eine übergroße Last den Rückgrat gebrochen hat; er wird nicht mehr wieder aufstehen können. Es war ein katastrophales Zusammenbrechen, ein riesenhaftes Sterben, aber eines ohne Schönheit, ohne tragische Größe.

War es der Tod des Krieges überhaupt? Des alten Erbfeindes der Menschheit, mit dem sie sich Jahrhunderte und Jahrtausende herumgestritten und herumgebalgt hat, der sie immer wieder besiegt und unterdrückt, aber den sie endlich nach übermächtigen Anstrengungen doch überwunden und vernichtet hat?

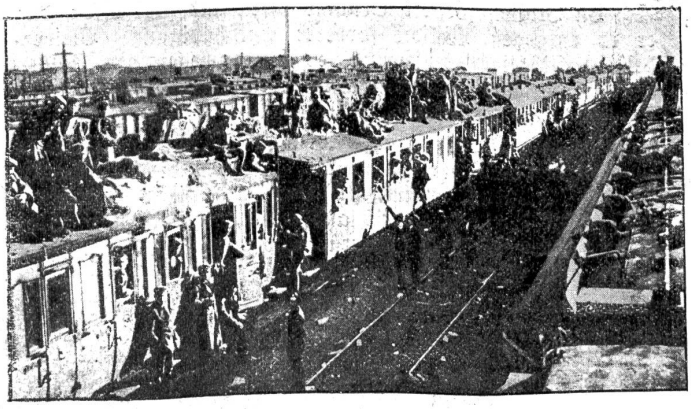
Ist der Krieg wirklich und für alle Zeiten überwunden? Ist wirklich die Engelsbotschaft: „Friede auf Erden und an den Menschen ein Wohlgefallen" Wahrheit geworden? Wir möchten es so gerne glauben, aber wir finden die Kraft nicht dazu.

Denn noch ist nicht Friede auf Erden. Noch starren die Völker sich mit haßverzerrten Gesichtern an. Noch gilt das Wort nicht „Und an den Menschen ein Wohlgefallen".

Wohl ist den Westvölkern ein Messias geboren: „Sieg" heißt er. Es ist der Messias der alten Juden, der Ruhm und Macht, aber nicht die große Erlösung bringt. Es ist der nationalistische Messias. Seine Herrschaft bedeutet wohl Ruhm und Reichtum seinem Volke, aber zugleich Erniedrigung, Unterjochung der andern Nationen. Der nationalistische Erlöser als Unterdrücker Anderer ist das Ergebnis der in der Gemeinschaft vertausendfacht sich auslebenden Ichsucht des Einzelmenschen. Nicht diesem Messias gilt unsere Hoffnung. Der Egoismus der Völker muß ebenso überwunden werden, wie der Egoismus der Individuen.

Als die Weisen aus dem Morgenlande vor Herodes ihren Glauben kundgaben, da sahen sie im Gesicht des Judenkönigs ein ungläubiges und überlegenes Lächeln stehen. „Ihr Toren! Der Messias kann nur in diesem Palaste geboren werden; es kann nur ein Erlöser der Juden, ein nationaler Heiland sein, nicht einen wie Ihr ihn glaubt." So redete das Lächeln.

Aber trotz seiner felsenfesten Ueberzeugung vom Irrtum der drei Männer bekam Herodes Angst und er ließ nach dem Jesuskindlein fahnden. „Besser ist, man wehre den Anfängen! Wer weiß, was daraus entstehen könnte. Zwar heißt es, er wolle ein Friedensfürst sein und ein Erlöser aller Völker — ein Phantast, ein Utopist, ein Narr! Aber just solche Leute werden gefährlich, sie bringen Unruhe und Unzufriedenheit ins Land. Darum fort mit ihnen!" So dachte der schlaue Feigling im Purpurmantel.



Die Demobilisierung in Deutschland:
Heimkehr der Fronttruppen in den überfüllten Eisenbahnwaggons. Um nicht zurückzubleiben, haben sich viele auf den Dächern der Wagen mit Stroh eingerichtet zu der meist langen Fahrt. Es wurden infolgedessen etliche Todes- und Unfälle gemeldet.

Noch heute sieht sich die Messiasidee, die vor zweitausend Jahren mit Jesus Christus Wirklichkeit und Macht geworden ist, einer Welt in Waffen gegenübergestellt. Ja, es scheint, als ob wir einer Zukunft entgegengehen, die ganz erfüllt sein wird von Waffenlärm und Kampfrufen. „Hie nationalistischer Messias! Hie Allmenschen-Heiland! — Hie Sieg, Ruhm, Ehre, Größe und Tod den Feinden! Hie Menschlichkeit, Liebe, Demut, Gleichheitsberechtigung aller Menschen!"

Wohl uns, wenn dieser Kampf mit geistigen Waffen ausgefochten werden kann! Dann müßte uns nicht bangen vor der Zukunft. Denn der Kampf — nicht der Krieg! — ist der Vater aller Dinge. Dann sollte uns die Mutlosigkeit nicht unterkriegen, wenn wir auch noch vor einem wüsten Sumpfgelände stehen, das durchschritten werden muß. Denn jenseits leuchtet doch die Sonne herüber und bescheint ein schönes, glückliches Land. Die Sonne ist unser Glaube an das Gute, an die Aufwärts-Entwicklung der Menschheit, und das schöne Land ist eine Zukunft, in der die christliche Weihnachtsverheißung zur Tatsache geworden ist zum mindesten in der Form, wie die menschliche Unvollkommenheit sie möglich macht. Inniger und tiefer als je empfinden wir die Sehnsucht nach dem großen Menschheitsziel:

Friede auf Erden und an den Menschen ein Wohlgefallen! H. B.

Frieden und Revolution.

Bericht vom 5.—18. Dezember.

Die annexionistische Entente rast. Sie stellt Forderungen auf, die das zertretene Deutschland für immer vernichten müßten. Um so besser. Denn je höher die Forderungen geschraubt werden, um so überzeugter darf man sein, daß sie niemals erfüllt werden. So gewiß der Friede von Brest vernichtet wurde, so gewiß muß die beabsichtigte Räuberei des westlichen Imperialismus zuschanden werden. Dafür bürgt die Macht der Tatsachen, die nicht leicht zu überschauen ist, aber in ihrem innern Zusammenhang unweigerlich das Gesetz einer Ausgleichung der Energien trägt.

Lloyd George hat verheißen, man werde Deutschlands Taschen durchsuchen, um festzustellen, wie groß seine Zahlungsfähigkeit sei. Und bevor die Kriegsschäden der Alliierten vergütet wären, könne keine Mark deutscher Schulden abgetragen werden. Denn, wenn einer den Prozeß verloren habe, müsse er auch die Kosten bezahlen. Diese Kosten berechnet er auf etwa 600 Milliarden Mark. Italien, das unbestreitbar einen Raubkrieg geführt hat, will sich an Wien und Berlin schadlos halten. Sein Schuldenkonto bewertet sich auf 60—100 Milliarden Lire. Frankreich redet von 300, England 150, Belgien für den Rest. Außerdem soll Deutschland, nachdem sein Außenhandel vernichtet ist, die Flotte ausliefern, die Kolonien verlieren und große, agrarisch wichtige Länder im Osten an Polen abgeben.

Die Frage ist aber ganz einfach die: Bekommt Deutschland genügend Arbeit und genügend bezahlte Arbeit? Wenn ja, dann wird es in langen, langen Fristen hohe Entschädigungen bezahlen, sei es auch in jährlichen Raten von der Höhe seiner frühern Militärlasten. Wenn nicht, dann wird das, was in seinem Innern entsteht, den Namen Bolschewismus nicht verdienen. Denn die Einengung von 60 Millionen Menschen auf einem zehnmal kleinern Raum als Rußland erzeugt naturgemäß eine unerhört viel größere Not; deren Aeußerung aber müßte das Schrecklichste sein, was die Welt erfahren kann. Der russische Bolschewismus macht Halt vor dem agrarischen Volk, das den Boden hat und seine Bedürfnisse stillen kann. Er verheert nur die Städte. Petersburg hat die Hälfte seines Volkes verloren, wenn man dem Bericht